

Großmutter kam aus Thlokerhauand

Erinnerungen

Band 2

Studienjahre in Leipzig – Tage in Berlin

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Originalausgabe September 2024 - 1. Auflage
Pohlmann Verlag
Alle Rechte bei Sybille B. Lindt
Fotos auf Cover: Familienarchiv Sybille B. Lindt
Coverdesign: Andreas Wieckowski (andwieg@gmail.com)
© Gesamtherstellung: Pohlmann Verlag, 49196 Bad Laer
www.pohlmann-verlag.de
Printed in EU

ISBN 978-3-948552-45-9

Sybille B. Lindt

Großmutter kam aus Thlokerhauand

Erinnerungen

Band 2

Studienjahre in Leipzig – Tage in Berlin

Pohlmann Verlag

Inhaltsverzeichnis

Wo ich herkam.....	7
Villa Wahnfried und ihre Kinder	10
August 1968	35
Noch rechtzeitig angekommen	40
Mein Sekretär	43
Der Job im Büro.....	46
Der Himmel hatte karmesinrote Flecken.....	50
Ostberliner Romanze 1976.....	53
Die kleine Konditorei.....	64
Ein Tag Leningrad und beinahe Tallin	66
Das Buchinstitut oder Wie ich gegen den Krieg in Afghanistan kämpfte	75
Tante Lieschen verschenkt Schokolade.....	83
Aufstieg zur Schneekoppe	86
Hochzeitsreise nach Warschau	90
Als ich mich entschieden habe	98
Hanni und der Schwedischkurs.....	102
Ein Strauß roter Rosen	110
Kleine Geschichte über Vertrauen.....	114
Die neuen Nachbarn.....	118
Die Küche am Hasselbachplatz oder Magdeburg 1982	124
Weihnachtsfeier für unsere kleinen Mieter oder Ostberlin 1984.	127
Nachtwanderung in Böhmen	129
Am Donauknie	133
Prager Impressionen 1986	136
Sehnsuchtsorte.....	140
Widerstand III und IV: Die Zulassung zum Abitur und Die Wende	143

So manche schlaflose Nacht	146
Angekommen oder Ein Tag im Leben	149
Als Schweden noch im Westen lag	159
Brief an meine achtzehnjährige Tochter im Westen	186
Am Tag als die Mauer fiel	189
Bis zur Bornholmer Brücke	195
Im Zug nach Bochum oder Ein Jahr nach der Wende	201
Von Büchern und Porzellan.....	211
Warum die Osis so große Wagen kauften?	215
Ist Freiheit Einsicht in die Notwendigkeit?	221
Das erste Buch.....	224
Die Schülerzeitung <i>Schräge Vögel</i>	233
Arme Cora!.....	241
Heimatort oder Uschi, die Stimme aus Brandenburg.....	249
Großmutter kam aus Thlokerhauand oder Warum Heimat ein schwieriges Wort ist.....	258
Anhang	261
Die Autorin	265

Wo ich herkam

Großmutter Paulina wurde in Thlokerhauand (Nowe Tloki) geboren, im Kreis Wollstein (Wolsztyn), Provinz Posen (Poznan) und wuchs dort auf. Als sie elf Jahre alt war, starb ihre Mutter. Fortan führte die kleine Paulina dem Vater den Haushalt und betreute ihre vier Geschwister. Mit Anfang zwanzig heiratete sie meinen Großvater Wilhelm, einen Eisenbahner an der wichtigen Ostbahnlinie und zog zu ihm nach Dühringshof (Bogdaniec) bei Landsberg an der Warthe, in der Neumark. Hier wuchs meine Mutter Frieda, die später Elli hieß, mit ihren vier Geschwistern auf. Nach ihrer Lehre als Stenokontoristin lernte sie auf einem Gut in Pommern kochen. Da traf sie meinen Vater Hans, der auf dem Gut als Hauslehrer die Kinder der Herrschaft unterrichtete.

Mein Vater und seine Eltern, Großvater Johannes und Großmutter Gertrude, stammten aus Danzig. Nach dem Versailler Vertrag durften Deutsche in Danzig keine Beamten mehr werden. So verließ die Familie 1920 die Heimatstadt Danzig und zog über Breslau (Wroclaw) ins Altreich nach Stettin (Szczecin). Alle drei waren Lehrer und die jüngere Schwester Eva wurde es später auch. In Stettin heirateten meine Eltern und richteten ihre erste gemeinsame Wohnung ein. Dann kam der zweite Weltkrieg. Vater wurde 1939 eingezogen und im April 1943 mit einer schweren Schulterverletzung ins Lazarett Greifswald eingeliefert. Mutter besuchte ihn dort und blieb ein Vierteljahr als ausgebildete Rot-Kreuz-

Schwester. Schwanger geworden ging sie nach Stettin zurück, doch die schweren Luftangriffe auf die Stadt und das Alleinsein machten sie depressiv. So zog sie zu Großmutter Paulina in ihr Heimatdorf zurück. Von hier schlossen sich beide dem Treck des Dorfes und Großmutter Paulina an, begaben sich Ende Januar 1945 auf die Flucht vor der Roten Armee. Der Treck sollte sie geplant bis in die Lüneburger Heide führen, die Großmutter Paulina auch erreichten. Doch Mitte April mussten Großmutter Paulina und ihre Tochter den Treck verlassen. Mutter gebar im Krankenhaus Friesack, nordwestlich von Berlin, ihr erstes langerwartetes Kind, die Tochter Lore. Vater stieß nun aus Greifswald kommend in Friesack zur Familie und die drei mit dem Baby machten sich auf den Weg nach Wittenberge, um dort die Elbe zu überqueren, dem Treck hinterher. Doch die Front hatte sie bereits überholt, die Truppen der Roten Armee standen östlich der Elbe, auf der Westseite die Alliierten, und die letzte Brücke war gesprengt. Auf einem Gutshof in Mecklenburg wartete die kleine Truppe das Ende des Krieges ab. Schon kurze Zeit später machten sich die drei mit dem Baby wieder auf den Weg zurück in die Heimat, in Großmutter Paulina's Haus, lebten dort noch ein Vierteljahr. Im August 1945 wurden sie von polnischen und sowjetischen Militärs endgültig vertrieben, wieder über die Oder zurück, die nun die Grenze zwischen Polen und Deutschland bedeutete.

Dreißig Kilometer westlich der Oder hörte Vater von einer Stelle als Dorfschullehrer und nahm sie an. Die drei mit dem Baby wollten von der Landstraße weg, ohne Dach über dem

Kopf bei Wind und Wetter. So blieb unsere Familie in dem Kreis nahe der Oder. In einer Kleinstadt am Rande des Oderbruchs wuchs ich mit meinen beiden Geschwistern in der strengen Obhut von Großmutter Paulina auf. Mutter begann hier Mitte der 50er Jahre eine Karriere bei der Einheitspartei und Vater war wieder Lehrer am Gymnasium, später in der Abteilung Volksbildung beim Rat des Kreises tätig.

Ich erinnere mich gern an die Spiele mit vielen Kindern in den 50er und 60er Jahren auf der Straße vor unserem Neublock, auf dem Hof und in den Bergen östlich der Kleinstadt. Doch je älter ich wurde, umso mehr spürte ich die Enge der Kleinstadt und wollte in die Ferne, wartete sehnsüchtig auf meinen achtzehnten Geburtstag und das Ende der Schulzeit.

Nachdem ich zum Studium an der Architekturhochschule Weimar nicht zugelassen worden war, bewarb ich mich an der Bibliothekarsschule in Leipzig, wurde angenommen und verließ den Ort meiner Kindheit, ging im September 1966 zum Studium in eine sächsische Großstadt.

Villa Wahnfried und ihre Kinder

Als ich den ersten Schritt ins Leben wagte, von der Schule zum Studium, wurde ich weich aufgefangen von der familiären Atmosphäre an der Bibliothekarsschule in Leipzig, die wir liebevoll spottend *Villa Wahnfried* nannten und deren Bild sich in der Rückschau merkwürdig verklärt.

Und auch von der freundlichen Vermieterin eines schlicht möblierten Zimmers im Leipziger Stadtteil Leutzsch. Die Wirtin erzog mich zu einer starken Kaffeetrinkerin und erleichterte mein Heimischwerden in der sächsischen Großstadt mit dem ungewohnten Dialekt durch mütterliche Gesten und Einladungen zu ungekannt fröhlichen Familienfeiern.

Der Ehemann der Wirtin stammte aus einer Familie mit elf Brüdern, die alle zu Geburtstagen aufkreuzten. Sie sahen sich recht ähnlich, unterschieden sich nur in Größe und Alter. Manchmal bat mich die Vermieterin, ihr an solchen Festtagen beim Tischdecken und Bewirten zu helfen. Das tat ich gern, weil die Runde stets sehr fröhlich war. Die Wirtsleute selbst besaßen nur eine Tochter, die ich nett und intelligent fand. Leider gab es in der Ehe Probleme, denn eines Abends traf ich ihren Mann allein in einer Tanzbar. Er bat mich, darüber im Hause meiner Wirtsleute nicht zu sprechen, woran ich mich hielt. Dennoch ging die Ehe später in die Brüche.

Mein Zimmer lag nicht weit von der Bibliothekarsschule entfernt und da ich immer erst in letzter Minute loskam, rannte ich oft den Weg bis zur Schule. Das vierjährige Studium glied-

derte sich in zwei Jahre Direktstudium und zwei Praxisjahre mit Fernstudium, immer im Wechsel. Die Dozenten an der Fachschule erschienen mir, im Vergleich mit meinem späteren Universitätsstudium, politisch relativ liberal. Es waren hochgebildete, zum Teil international renommierte Fachleute, wie der Jack-London-Forscher R., die sich an die Fachschule zurückgezogen hatten, um in Ruhe ihre Forschungen zu betreiben und dem Politstress an den Universitäten zu entgehen. Die Bibliothekarsstudentinnen und -studenten hatten meist andere Vorstellungen von ihrem Beruf. Einige hätten lieber Germanistik studiert, doch das Fach gab es in der DDR nur innerhalb eines Lehrerstudiums, oder sie wären gern Schauspielerin, Dichterin, Künstler oder Musiker geworden. Das, was alle vereinte, war eine mehr oder weniger große Liebe zum Buch, die meisten hatten schon vor dem Studium viel gelesen. Die Studierenden von den Großstadtschulen verfügten über breitere Literaturkenntnisse als ich. Hatten bereits von Hermann Hesse, Stefan Zweig oder Heinrich Böll gehört. Da musste ich viel nachholen und entwickelte mich zu einer ziemlich fleißigen Studentin. Doch in der Freizeit wurde zünftig gefeiert. Legendär waren in Leipzig die Faschingsvergnügen an der Grafikhochschule und an der Bibliothekarsschule. Da kamen junge Leute aus anderen Hochschulen, Fachschulen und der Universität zu uns. Auch ausländische Studenten, die am Herder-Institut in Leipzig die deutsche Sprache erlernen mussten. Ich erinnere mich an zwei Studenten aus Marokko, deren Vorfahren nach ihrem Erzählen Stammesfürsten gewesen

waren. Die beiden hatten vor Leipzig in Paris studiert. Da zum Fasching in allen Räumen des Hauses, im Parterre und im Obergeschoss, getanzt, gegessen und getrunken wurde, liefen die Marokkaner die Treppe hoch und runter, um sich umzusehen. Ich tanzte gerade in einem Raum oben, wurde von dem Größeren, so um die einsneunzig, bei der nächsten Runde aufgefordert und verbrachte mit den beiden den Abend zusammen. Da ich nur um einsechzig maß, hob mich der Große wie eine Puppe hoch und trug mich durch das Haus.

Jahre später bin ich ihm in einem Zug begegnet mit meiner kleinen Tochter auf dem Schoß. Doch ja, er erinnerte sich und wir führten nach so langer Zeit noch ein nettes Gespräch.

Im Laufe der beiden Direktstudienjahre befreundete ich mich mit Brigitte aus Dresden, Maria aus Wittenberge, Agnes aus Erfurt und Edeltraut aus Magdeburg, mit denen ich auch in den beiden Praxisjahren und nach dem Studium brieflich noch lange in Verbindung blieb.

Erst der zweite Schritt ins Leben, der von der Theorie in die Praxis, in ein Praktikum oder vom Studium zur ersten Arbeitsstelle ließ mich wie einige Freunde tief hinunterfallen, versetzte uns Beulen, nahm uns viel Optimismus. Schlechte äußere Bedingungen, stupide und sinnlose Arbeitsgänge oder abgewehrte Eigeninitiativen waren schon schlimm, doch mehr noch enttäuschten uns oft die Menschen der sogenannten *sozialistischen Kollektive*, mit denen wir nun klarkommen mussten. Gewiss hatten wir naiv-idealistische Vorstellungen,

...

Noch rechtzeitig angekommen

Als mich die Nachricht im September 1972 erreichte, absolvierte ich mit der Leipziger Seminargruppe gerade ein Praktikum in einer Geflügelschlachterei. Dieses Praktikum hatte nichts, aber auch gar nichts mit unserem Studium der Kunst- und Kulturgeschichte zu tun. Doch von Zeit zu Zeit mussten wir Studenten einen praktischen Einsatz im Produktionsbetrieb leisten, die Verbindung zur Arbeiterklasse herstellen, um sie besser kennenzulernen, da diese die Führung in der Gesellschaft innehatte. So wurde es uns im Polit-Unterricht gepredigt und wir nahmen mehr oder weniger willig diese Pflichtaufgabe hin. Manchmal machte das Arbeiten mit den Händen ja auch Spaß, doch diesen Einsatz empfanden die meisten Studenten nur als schlimm. Es war wirklich nicht jedem gegeben, Hühnern, die geköpft an einem Haken hingen und an einem Band an uns vorbeischwebten, mit einem Handgriff die Innereien herauszureißen. Mir war nach dem dritten Tag so schlecht, dass ich kaum noch etwas aß. Nach diesem Einsatz konnte ich jahrelang keine Hühner und keine Eier mehr zu mir nehmen. Ich sann also darüber nach, wie ich hier davonkommen könnte, da wurde ich ans Telefon gerufen. Mein Freund Tibi rief an, sagte mir, dass ich sofort in meinen Heimatort zur Mutter fahren müsse, mein Vater liege im Sterben. Nun war ich von dem Einsatz erlöst. Ich teilte dem Brigade-Leiter mein Anliegen mit, bekam frei, fuhr zu meinen Eltern in den brandenburgischen Heimatort.

Mein Vater war vor zwei Jahren an Darmkrebs erkrankt und

kämpfte tapfer um sein Leben. Die Ärzte hatten ihm damals zwei Monate gegeben, er schaffte es noch zwei Jahre. Und all diese Zeit schrieb er Tagebuch über seine täglichen Beschwerden, Essensgewohnheiten und anderes, was sein Leben als Krebskranker ausmachte. Er wollte seine Aufzeichnungen den Ärzten für die Forschung zur Verfügung stellen, erzählte er mir. Ich glaube, dieses Tagebuch, sein Glaube daran, dass er damit etwas Nützliches, Wichtiges tue, ließ ihn bis jetzt weiterleben. Doch nun kam das Ende.

Als ich das letzte Mal, zwei Wochen zuvor, wieder abfahren war, verabschiedete sich mein Vater mit den Worten: „Billa, wir werden uns nicht wiedersehen.“

Ich widersprach, machte ihm weiterhin Hoffnung, verabschiedete mich nicht für immer. Wollte nicht, dass er es wirklich glaubte, wollte selbst nicht daran glauben. Nun war die Nachricht gekommen, es gehe mit ihm zu Ende. Ich fuhr mit dem D-Zug zwei Stunden von Leipzig nach Ostberlin, mit der S-Bahn eine Stunde über den Stadtrand nach Strausberg und von dort noch eine Stunde mit dem Bus, der nur einmal früh um 9 Uhr und abends um 18 Uhr Richtung Osten fuhr.

Als ich am Abend im Hause meiner Eltern ankam, lag Vater schon im Koma. Er war wenige Tage nach meiner Abreise ins Koma gefallen. Nun konnte ich mich nicht mehr verabschieden, so gern ich ihm gesagt hätte, dass ich ihn immer geliebt habe, mit allen Schwächen, genau so wie er war und wegen seines erstaunlichen Wissens. Ich ging in das Krankenzimmer, nahm seine Hand, sprach ihn leise an. Er reagierte nicht mehr.

Es war kurz vor dem Abendbrot. Ich kehrte ins Wohnzimmer zurück, deckte den Tisch und aus irgendeinem Grunde stellte ich zwei Kerzen dazu, obwohl es Kerzen bei uns sonst nur zu Weihnachten gab. War es Intuition, Bioströme? Als ich in das Zimmer meines Vaters zurückkam, war er gestorben, just in dem Moment, als ich nebenan die Kerzen angezündet hatte.

Die Nachricht vom baldigen Ableben meines Vaters, die mich von einem schrecklichen Arbeitseinsatz befreite, kam für mich nicht überraschend. Wir mussten damit rechnen, jeden Tag. Doch dass er genau dann gestorben ist, nachdem ich, seine Lieblingstochter, angekommen war, seine Hand genommen, für ihn Kerzen aufgestellt, hatte etwas Mystisches, Unerklärbares für mich. Doch war ich überaus froh, noch rechtzeitig am Sterbebett meines Vaters angekommen zu sein.

...

Die Autorin



Sybille B. Lindt ist geboren und aufgewachsen in der brandenburgischen Provinz. Nach dem Abitur und einer Maurerlehre studierte sie acht Jahre in Leipzig. Danach tätig in Berlin als Bibliothekarin, freie Journalistin, Übersetzerin, Autorin. Seit 1995 lebt sie in Köln und in

der Mecklenburgischen Schweiz, ist verheiratet mit einem Musiker und hat zwei Töchter. Sie schreibt Kurzprosa, Kinderbücher, Reiseliteratur und übersetzt aus dem Schwedischen. Anfang der 90er Jahre erste Veröffentlichungen.

Bibliographie:

„Valdemar Lindholm: Märchen und Sagen aus Lappland“. Übers. Leipzig: Reclam, 1989.

„Wir sind Kinder vom Prenzlauer Berg (Schräge Vögel)“. Hrsg. Bonn: Kid-Verl, 1995.

„SpurenSuche“, Frauenporträts (mit U. Jung). Berlin: Lange, 1996.

„Zugbrücke: neun Kölner Autorinnen“. Weilerswist: Landpresse, 1997.

„Ungleiche Schwestern“ (mit H. Emge, S. Schönhof). Nordhausen: Bautz Verl, 1997, 2006, 2012.

„Der Schüchterne Hase“. Köln: Edition Lina, 2014, 2015.

„Die kleine Friederike“. Köln: Edition Lina, 2016, 2017.

„Stadt am Rhein: Die Ankunft“. Köln: Edition Lina, 2017.

„Wollen wir wirklich hierbleiben?“, Hamburg 2018.

„Großmutter kam aus Thlokerhauland – Erinnerungen“ Bd. 1. Bad Laer: Pohlmann Verlag, 2024.

Lyrik u. Prosa in div. Anthologien vom Rowohlt Verl., Herder Verl, Verl. Freier Autoren, Papierfresserchen Verl., Wendepunkt Verl. u.a.